Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1933)

Artikel: Alter Volks- und Aberglaube
Autor: Gartmann, J.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971608

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alter Volks- und Aberglaube

Von Prof. J. B. Gartmann

In den letzten Jahrgängen des «Bündnerischen Haushaltungs- und Familienbuches» haben wir versucht, altes Sprachgut auf seinen Ursprung zurück zu verfolgen und es vor dem Vergessen und Versinken zu bewahren, weil es doch einen Teil der Eigenart und des Charakters unseres Volkes ausmacht. In ähnlicher Weise möchten wir heute alten Anschauungen und Gebräuchen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, die aus dem Dämmerschatten des Aberglaubens einer längst entschwundenen Zeit auf uns gekommen sind oder wenigstens noch in der Erinnerung und der Überlieferung unseres Volkes leben. Bei der Besprechung dieser Dinge drängt sich uns unwillkürlich die Frage nach dem Wesen und der Entstehung des Aberglaubens auf.

«Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens.» Mit diesen Worten unterstützt Goethe die Einsicht Herders, alle Poesie, und allem voran die Volkspoesie, wie sie sich in Mythus und Sage, in Legende und Märchen, in Glaube und Brauch, in Spruch und Lied darstellt, entspringe den Tiefen des Gemütes und den gestaltenden Kräften der Phantasie. Die Poesie ist nach Herders Ansicht Völkergabe, nicht nur der europäischen Völker, sondern auch der Wilden, die jagend durch den Urwald streifen, durch seine Dämmerschatten und durch sein geheimnisvolles Lichterspiel; die seine Baumriesen niederlegen oder ihre Kraft mit den Gewaltigen der Tierwelt messen. In poetischer Weise gestalten diese die sie umgebende Welt aus, kleiden das Unsichtbare in das Gewand des Sichtbaren, Wesenhaften; das Abstrakte wird konkret dargestellt. Vieles, was die Phantasie so geschaffen hat, ist zur herrschenden Anschauung eines Volkes auf Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinaus geworden. Manches davon gehört ins Reich des Naiven, anderes in das des Komischen, drittes in das des Tragikomischen und manches direkt in das Gebiet des Tragischen. Einfach und kindlich ist die Vorstellung, die sich die Insulaner unter dem blauen Himmel der Südsee machen. Ihre Götter fahren auf leichten Schiffen über die glatte Meeresfläche dahin. Sie sitzen mit Angelruten am Rande der Wolken und fischen Inseln aus dem Meere, um den Menschen Wohnstätten zu bereiten. Die Chinesen glaubten, für jeden Gläubigen wachse im Paradies eine Lotosblume, in deren Kelch er dereinst wieder ins Dasein treten werde. Nach dem uralten Glauben der Hindus sind die Sonnenstrahlen die Seelen der Frommen und die Sterne die Lichter, mit denen die Frommen gen Himmel wandeln. Die Römer glaubten, wenn die Schlechtigkeit der Welt einmal ihren Höhepunkt erreicht habe, komme der Knabe Pollio und werde das Goldene Zeitalter wieder heraufführen. Dann werden die Eichbäume Honig triefen und die Lämmer neben herumstreifenden Löwen weiden. Auch unsere Germanen hatten eine rege Phantasie. Die langen Winternächte mit ihren tosenden Stürmen, ihrem wilden Schneetreiben, ihren eigenartigen Vollmondnächten gaben dieser immer wieder neue Nahrung und Schwingen zu den kühnsten und außerordentlichsten Flügen, je nach der Gestaltungskraft und Gestaltungsfreudigkeit der einzelnen Menschen, Menschengruppen oder Völker. Je einfacher und erdverbundener die Menschen waren, desto naiver war ihre Denkungsart, ihre Phantasie, ihr Glaube oder, besser gesagt, ihr Aberglaube. Der Mensch war mit der Erde und ihren Erscheinungen eben nicht nur lose verbunden, er war davon abhängig. Der Kampf ihrer Kräfte war für ihn geradezu Lebensbedingung. Sonnenschein und Regen, Maientau und Herbstnebel, Frühlingsgewitter und Winterstürme sind die Angelpunkte im Kampf des Naturmenschen ums Dasein. Auch der heutige Mensch weiß, wie sehr der Weinbauer abhängig ist von Sonnenschein und Regen, und er weiß, daß der Erfolg ihn flieht, wenn die Sonne seine Rebgelände zu lange oder zu oft meidet. Wenn die Regenfälle Zentralafrikas das große Becken, welches den Nil speist, nicht überfüllen, so kann der heilige Strom nicht genügend austreten, und Unfruchtbarkeit, Teuerung, Hungersnot brechen über das Ägypterland herein. Der Nomade Hochasiens geht mit Roß und Rind zugrunde, wenn der befruchtende Maientau nicht rechtzeitig seine grästreibende Macht entfaltet. Erhöbe der Föhn im Frühjahr nicht seine mächtigen Schwingen, so würden die ungeheuren Schneemassen der Alpen kaum oder gar nicht zur rechten Zeit geschmolzen, und die sonst schon karge Scholle wäre nicht mehr imstande, ihre Bewohner zu ernähren. War es im Anblick dieser Tatsachen verwunderlich, wenn der Naturmensch, der keine anderen als Nahrungssorgen kannte, sich zunächst aus Furcht, später sodann vielleicht aus Dankbarkeit zur Verehrung solcher sein Schicksal bestimmender Naturmächte hingetrieben fühlte?

Wollte sich nun der naive Mensch diese Mächte in irgendeiner Form vorstellen, und dies war sein unablässiges Bestreben, so blieb ihm gar nichts anderes übrig, als in ihnen Abbilder derjenigen Gegenstände und Wesen zu sehen, von welchen er auf Erden umgeben war. So war ihm die Sonne bald ein goldenes Ei, bald ein Auge, bald ein flammendes Rad, der Mond ein silberner Kahn, ein Horn usw., der Sturmwind bald das Bellen eines Hundes oder Wolfes, bald der Hifthornruf eines Jägers oder das Geschrei des vom Speer getroffenen Wildes. Und erst die Wolke! Bald war sie eine zottige Ziege oder ein wolliges Schaf, bald eine rote Kuh und dann ein grauer Esel, dann ein riesiger Blumenstrauß und endlich ein turmbewehrtes Schloß. Aus der Wolke heraus

zuckte nun der Blitz und rollte der Donner. Da wurde der zuckende Blitz zum Hauer eines wütenden Wildschweines, zum roten Kamm eines stolzen Hahnes usw. Wer hätte nicht in seiner Jugend die Welt um sich mit den gleichen oder ähnlichen Wesen bevölkert wie diese naiven Naturmenschen?

Der Mensch blieb nun aber bei diesen Einzelbegriffen nicht stehen. Er fing an, was dem Menschengeist wohl schon früh eigen war, zu kombinieren. Der Donner war zum Beispiel nicht mehr nur das Wiehern eines Rosses, sondern man stellte sich vor, dieses stoße einen Freudenruf aus, freudig darüber, daß ein mächtiger Held es zügelte. Daß die Wolke sich als «Sack» vor die Sonne legte, genügte der Phantasie der Menschen nicht mehr; ein böser Dämon, ein verschworener Feind des Lichtes, hängte den Sack vor die Sonne. Hatte man sich bisher die Sterne als Lichter und den Mond als Kahn vorgestellt, so kam jetzt die Verbindung in der Weise zustande, daß in dem Silberkahn die Seligen beim Schein der Lichter oder diese in der Hand tragend, durch die finstere Nacht in die ewige Heimat hinüber wanderten. Sah man eine Sternschnuppe fallen, so glaubte man, die Seele eines Verstorbenen fahre zum Himmel. Andere deuteten die Erscheinung gerade gegenteilig: eine Seele, die sich im Himmel ungebührlich benommen habe, müsse nun zur Hölle fahren oder wenigstens auf die Erde zurück, um dort als umherirrender Geist zu büßen und sich dann durch Wohlverhalten eine bleibende Statt im Himmel zu erobern. Der Blitz wurde nach seiner schlängelnden Gestalt mit einer schlanken Hasel- oder Weißdornrute verglichen, und man sagte, der Gewittergott schlage oder streichle mit dieser Rute die Wolkenkühe, daß sie ihre Milch, den Regen, strömen lassen. Konnte nun aber der Gewittergott seine Kühe mit der Haselrute zur Abgabe der Milch veranlassen, so mußte es doch möglich sein, auch die eigenen Kühe durch Streicheln mit einer Haselrute zu reichlicherer Milchabgabe zu bringen.

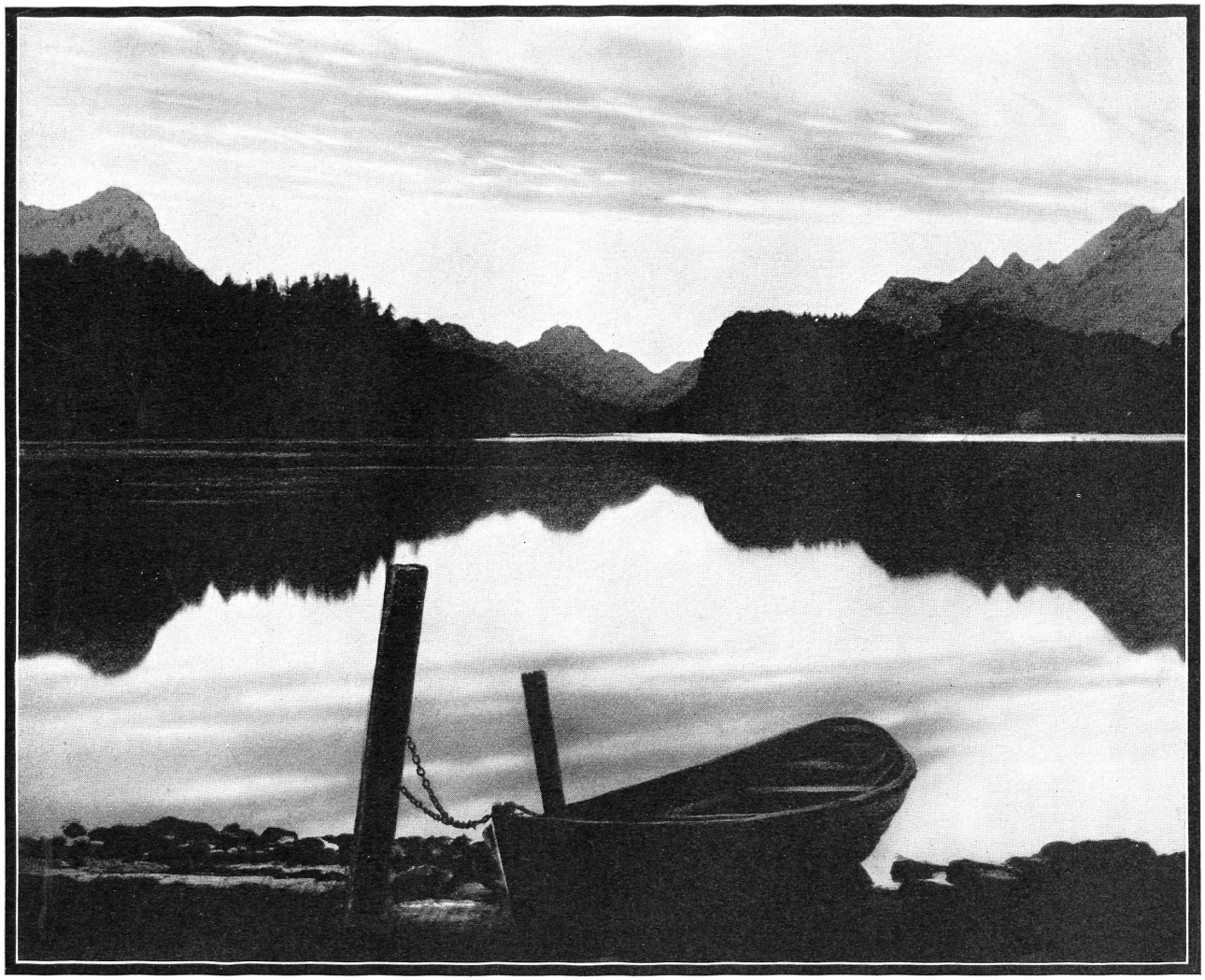
Nach der Anschauung anderer fesselte der Gewittergott einen bösen Dämon mit einem roten Faden (dem Blitz) und verhinderte ihn, ihm die Wolkenkühe zu rauben. So mußte auch auf Erden der rote Faden dazu dienen, den Besitz an sich zu fesseln und vor Schaden zu bewahren. Der rote Faden war deshalb bei den Germanen das Rechtssymbol des Grenzgottes bei der Besitznahme. Als solches kam er auch in das Tau- und Segelwerk der britischen Flotte. («Der rote Faden», der sich durch etwas zieht, ist im Laufe der Zeit zur stehenden Redensart geworden.)

Waren die Dinge verschiedenster Art so zu irdischen Vertretern der am Himmel sich vollziehenden Vorgänge geworden, so ist es begreiflich, daß man ihnen nach und nach immer mehr Kräfte zutraute und beilegte. Es bedurfte bald nur mehr des einen oder andern dieser Gegenstände, um sich mit deren Wunderkräften alles nur mögliche Wünschbare zu verschaffen oder sich vor Unheil zu bewahren.

Der Glaube an diese geheimnisvolle Macht der Dinge führte zu gar verschiedenerlei Einstellungen der Menschen zur Umwelt, den Pflanzen, Tieren und Mitmenschen. Die einen wurden zum Liebling, zum Halbgott, zum angebeteten Wesen, die anderen wurden verachtet, gehaßt, blindwütend vernichtet. Wir brauchen nur an die Hexenprozesse usw. zu erinnern, um zu beweisen, daß der Aberglaube nicht nur Poesie, sondern auch eine furchtbare Geißel der Völker werden konnte, je nachdem er war.

Gehen wir nun einzelnen Erscheinungsformen nach, wie sie sich auch in unserem Lande zeigten, und zwar nicht nur in grauer Heidenzeit, sondern bis ins jetzige Jahrhundert herein, ja, wie sie noch hier und dort in der aufgeklärt sein wollenden Neuzeit ein geheimes Asyl haben, nicht nur etwa in abgelegenen Bergwinkeln, die während eines großen Teiles des Jahres eingeschneit sind, sondern ebenso sehr in den vom großen Leben durchfluteten Großstädten.

Besondere Kräfte traute man bestimmten Zeiten zu, besonders Tagen, an denen etwas Großes und für die Welt Bedeutendes geschehen war, zum Beispiel besonders der Christnacht. Weil in dieser Nacht der Weltheiland geboren worden war, war sie überhaupt von Wundern erfüllt. So erzählte man, daß die Haustiere, die treuen Diener und Genossen des Menschen, in der Weihnacht auch die Sprache der Menschen verstehen und sogar sprechen können. Ein alter Mann erzählte dem Schreibenden einst, er mache am Christabend, daß er möglichst rechtzeitig aus dem Stalle komme; denn es wäre ihm doch ein wenig unheimlich, wenn seine alte, schwarze Kuh plötzlich zu sprechen anfinge. Derselbe Bauer riet uns Knaben auch, an diesem Abend nie im Stall zu verhandeln, welches Tier man verkaufen oder schlachten wolle, da die Tiere das verstehen und ihre Vorkehrungen treffen könnten. Diese Erzählungen reizten einige Buben, in der besagten Nacht in den Stall zu gehen und dem Gespräch der Tiere zu lauschen. Sie kehrten dann aber mit enttäuschten Gesichtern zurück und berichteten: «Pischten tüand d'Chüa, aber reden nid.» Die Sache war um so fataler, als nach altem Glauben die Lauscher gehofft hatten, allerlei über den Meister der Tiere vernehmen zu dürfen, nicht nur Geschehenes, sondern auch sein in der Zukunft liegendes Schicksal. In der Christnacht oder andernorts in der Altjahrsnacht wurde noch in anderer Weise gesucht, den Geheimnissen der Zukunft auf die Spur zu kommen. In der Bauernstube schrieb man auf den Schiefertisch Namen wie Heu, Emd, Kartoffeln, Korn usw. Auf jedes der Wörter stellte man ein mit Wasser nicht ganz gefülltes Glas. Da, wo im künftigen Jahr eine reiche Ernte zu erwarten war, sollte nach altem Glauben das Wasser steigen, ja sogar überlaufen, während es in anderen Gläsern sinken sollte. Noch über wichtigere Dinge befragte man das Schicksal. Jünglinge und Mädchen schrieben die Namen der Dorfschönen oder der Burschen auf den Tisch und stellten in der oben angedeuteten



Am Silsersee

Buchdruck-Tiefverfahren von Bischofberger & Co., Buchdruckerei Untertor, Chur

Weise ihre Gläser darauf, um zu erfahren, wer der oder die Zukünftige sei. Ob sie oder er krumm oder gerade sei, sagte einem die Gestalt eines hinterrücks aus der Holzbeige gezogenen Scheites. Die Auffassung, daß den Nächten an Weihnachten und Neujahr besondere Kraft innewohne, führte die Menschen noch zu allerlei andern Handlungen, die uns heute höchst eigenartig anmuten. Um die Obstbäume tragfähig und tragwillig zu machen, erschien der Besitzer am Neujahrsmorgen im Baumgarten und beglückwünschte sie zum Jahreswechsel. An manchen Orten beschenkte er sie sogar, indem er ein Geldstück in eine Rindenritze steckte. An wieder andern Orten dagegen prügelte man die Bäume regelrecht durch, wohl um sie zu wecken für die «Arbeit» des kommenden Jahres oder vielleicht auch, um bösen Baumgeistern den Aufenthalt darin unmöglich zu machen. Freundlicher mutet uns die Kunde an, daß an manchen Orten den Bäumen das Ableben ihres Besitzers, Pflegers und Freundes mitgeteilt wurde, wie man auch den Bienen den Tod des Bienenvaters ansagte, da sie im Falle der Unterlassung absterben oder zum mindesten dem neuen Pfleger und Wärter Widerstand entgegenbringen würden. Wie naiv uns dieser Brauch erscheinen mag, so zeugt er doch von einem innigen Verbundensein des Menschen mit der Natur, mit den Pflanzen und Tieren, die ihm ihre Dienste leisten und Gaben spenden. Es spricht daraus etwas wie Dankbarkeit und verdiente Wertschätzung. Damit im Zusammenhang mag gerade noch die hohe Achtung vor dem Brot und ein auf diese sich beziehender Aberglaubenssatz erwähnt werden, der besagt: wenn man Brosamen liegen läßt oder gar unter den Tisch wischt und mit Füßen tritt, so sammelt sie der Teufel und wirft sie einem als glühende Kohlenteile ins Gesicht. Auch die Milch, dieses zweite sehr wichtige Nahrungsmittel, sollte vor Verschwendung und unwürdiger Behandlung bewahrt werden. Fuhr ein Kind zum Beispiel mit einer Gabel in die Milch oder stocherte es mit einem Messer darin herum, so verwies es die Mutter mit dem Hinweis darauf, daß es so der Kuh ins Euter steche, so daß sie von nun an blutige Milch gebe und Schmerzen leiden müsse, ein schlimmer Dank für die gute Gabe. Bei vielen Kindern wirkte eine derartige Ausführung weit mehr als eine lange Zurechtweisung und Erörterung über das Unrecht, die Milch zu verschwenden, z'versudla.

Doch nun zurück zu der Einschätzung gewisser Tage: Auch der Neujahrstag war von besonderer Bedeutung und hatte die Kraft, kommendes Schicksal vorauszuverkünden. Kamen am Neujahrsmorgen vier Knaben miteinander, um das neue Jahr anzuwünschen, so war dies ein Anzeichen dafür, daß im Laufe des neu begonnenen Jahres vier Träger kommen werden, um eines der Lieben abzuholen. Am Morgen des neuen Jahres zuerst einem alten Weibe zu begegnen und sich von ihm den Glückwunsch bieten zu lassen, war einem unangenehm und galt als unheilverkündendes Vorzeichen, das nach Möglichkeit fernzuhalten versucht wurde. Eine rücksichtsvolle Nachbarin fragte uns deshalb: «Hät dr schon äppar (jemand) ds Nüjahr gwünscht? Denn tuan is au, suß nid. I will als alts Wib nid di ersta sin.» Als bestes Vorzeichen für ein glückliches neues Jahr galt, wenn einem der erste Glückwunsch durch einen oder zwei Knaben dargebracht wurde.

Ab und zu hörte man im Laufe des Jahres, wenn etwas wider den Strich ging, den Ausspruch: «Ja, ma hät's wüssen chönnen, die Glückwünscher am Nüjahr sind schon damna gsin». Die Tatsache, daß man sie einzeln oder zu zweien gern hatte, nützten manche Buben am Neujahrsmorgen dann auch aus, indem sie, einer um den andern, recht früh in die Häuser kamen, um ihre Glückwünsche darzubringen und größere Gaben in Empfang zu nehmen, als sie später dargereicht wurden.

Ein Tag von besonderer Bedeutung war auch der Palmsonntag. In der Frühe dieses Morgens zogen die Knaben und jungen Burschen aus, um die Palmzweige (Zweige der Salweide mit Blütenkätzchen) zu brechen. Diese Zweige waren imstande, das Haus vor Feuersgefahr zu bewahren; im Stall beschützten sie die Tiere vor Erkrankung. Ein Zweiglein ins Kummet der Pferde oder anderer Zugtiere gesteckt, bewahrte diese vor dem Scheuwerden und Durchbrennen. Sollten die «Palmzweige» aber diese heilsame Kraft besitzen, so mußten sie gebrochen und heimgebracht werden, ehe die Morgensonne «darüber gegangen» war.

Auch der Karfreitag hatte neben seiner kirchlichen Bedeutung für Abergläubische etwas Besonderes an sich. Am Morgen dieses hohen Festtages wurden junge Lämmer, Zicklein, Kälber gezeichnet, das heißt mit den Ohrenzeichen versehen, die sie als Eigentum eines bestimmten Besitzers kenntlich machen sollten. Schafe, die am Karfreitag gezeichnet worden waren, fielen nach dem Volksglauben dem Bären nicht zum Opfer; Kälber stürzten auf der Alp weniger leicht über Felsen in den Abgrund. Den Hühnern wurden die Schwanzfedern gestutzt, damit sie der Habicht nicht nehme.

Eines der Eier, die am Karfreitag im Eiernest der Hühner gefunden wurden, nahm man ins Haus, versah es mit der Aufschrift «Karfreitag» und mit Jahreszahl und bewahrte es im Büfett auf, im Glauben, es besitze die geheime Kraft, das Haus vor Feuer- und Wassernot zu bewahren. Karfreitagseier sollten auch die Kraft besitzen, Kranke zu heilen. Zum mindesten sollte durch sie, wenn sie unter das Kissen gelegt wurden, das Wundliegen des Kranken verhindert werden.

Pflanzen, die am Karfreitag gesetzt wurden, gediehen unbedingt. Ein Stück Espenholz, am Karfreitag unter Hersagen der höchsten drei Namen geschnitten, sollte Kinder vor Schwindsucht und Rachitis bewahren.

Daß an Ostern die Kinder mit Ostereiern spielen, geht wohl auf die Tatsache zurück, daß das Ei schon im Altertum als Sinnbild des noch verborgenen, keimenden Lebens angesehen wurde. Daß es als Sinnbild an einem Feste auftritt, das die Neuerstehung der Natur und die Auferstehung

Jesu Christi gleichzeitig feiert, ist nach dem Gesagten in besonderem Maße begreiflich. Das Färben der Eier ist jedenfalls von ganz untergeordneter Bedeutung und hat zur Symbolik keine Beziehung.

Auch der Himmelfahrtstag hatte seine besonderen Bräuche. Am Morgen gingen die jungen Mädchen bekränzt zur Kirche. An manchen Orten wurde auch nur ihr Haar vor dem Kirchgang schön gelockt. Sie trugen sogenannte «Auffahrtsrollen». Nach der Kirche suchten die Knaben nach altem Brauch den Mädchen die Rollen zu «strecken». Am Auffahrtstag gesammeltes Tannenharz besaß besonders heilende Kraft und wurde mit Vorliebe zur Herstellung von Salben verwendet. Am Nachmittag wurden von jeher mit Vorliebe allerlei Lustbarkeiten veranstaltet.

Pfingsten sodann war ein besonderer Wetterlostag. Regnete es an Pfingsten, so nahm das der Bauer mit Kopfschütteln hin; denn der Regen, der an diesem Tage fiel, wusch die halbe Frucht ab. Auch verkündete ein regnerischer Pfingstsonntag sieben darauffolgende Regensonntage voraus.

Vom Bartholomäustag (24. August) kannten unsere Alten den Vers:

«Bartholome gaiht ufs Egg und rüaft juhe!
Bur, häscht g'heuat, isch rächt, und suß heu me,
I chom dar gan hälfan mit Ryffan und Schnee.»

Ein Wetterlostag war sodann auch Verena (1. September). Wie das Wetter an diesem Tage sein sollte, um einen schönen Herbst voraus zu verkünden, deutet folgender Vers an:

«Wenn Vrena nid zaafat und strehlt,
Hät dar guat Herbst gfehlt.»

Am Morgen dieses Tages sollte es regnen, um Verena die Haare zu netzen, damit sie sie «zaafen», feucht glattkämmen könne. Darauf sollte die Sonne erscheinen, um ihr die Haare zu trocknen. Ein Tag von ganz besonderer Art war sodann noch der Andreastag (30. November), wie uns auch Goethe in seinem «Faust» andeutet. An diesem Tage tanzten nach dem Glauben der Alten die Hexen auf den Kreuzwegen. Ein am St. Andreastag, an St. Anderstig, von einem Weißdornstrauch geschnittenes «Sprisenhölzli», in der Tasche getragen, zieht Holzsplitter, die in die Hand gedrungen sind, «von selber» heraus. Auch an diesem Tage wird das Eheorakel befragt durch Bleigießen, Eier in Wasser schlagen usw. Die Jungfrau sieht darauf, wer ihr zuerst begegnet. Der Bursche, der ihr zuerst den Weg kreuzt, wird ihr Mann. Ob man im kommenden Jahr heiraten werde, erfährt man, wenn man den rechten Schuh rückwärts über die linke Schulter die Treppe hinunterwirft. Kommt die Spitze nach außen zu liegen, schaut sie also von der Treppe weg, so wird der oder die Gewünschte kommen.

So war mit kirchlichen Festtagen und anderen Tagen, die Heiligen geweiht waren, seit uralter Zeit allerlei besonderer Glauben verbunden.

Aber auch unsere gewöhnlichen Wochentage waren nicht alle gleichwertig. Es gibt heute noch Familien, die gewisse, nicht alltäglich notwendige Arbeiten nie an einem Montag, Mittwoch oder Freitag machen, da sie sonst ein Mißlingen ihrer Arbeit oder Unglück in Haus oder Stall oder an beiden Orten erwarten oder erwarten zu müssen befürchten. Es gibt heute noch Gemeinden, die nie an einem Mittwoch oder Freitag mit ihrem Vieh auf die Alp fahren. Ein Bauer gab auf die Frage, ob er denn noch an derlei Dinge glaube, zur Antwort: «I nid, aber dr erst sin, wa ättas Nüsch anfängi, wetti eban doch au nid sin, as chönnti do z'reskiert sin.» Also nicht mehr überzeugt, im stillen aber doch noch im Banne des Aberglaubens. So wie man sich bei der Verrichtung einer Arbeit nach bestimmten Tagen richtete, so schaute man mancherorts auch darauf, mit welchem Tag ein Monat oder ein Jahr begann. Besonders den Jahresbeginn sah man nicht gern auf einen Mittwoch oder Freitag fallen. Auch der Montag war hiefür nicht beliebt, wenn auch nicht so verpönt wie die beiden anderen Tage. So wurde selbstverständlich auch bei der Geburt der Kinder auf den Wochentag geschaut. Die glücklichsten sollten, wie schon die sprichwörtlich gewordene Redensart sagt, die Sonntagskinder werden. Ihnen muß es immer gut gehen. Wer am Montag geboren ist, dem stoßen leicht Unfälle zu; ein Freitagskind muß immer putzen.

Auch bei Sterbefällen schaute man auf die Wochentage. War am Freitag oder über einen Freitag im Dorf eine Leiche, so erwartete man in nächster Zeit einen neuen Todesfall; denn «Frytig an Lych, an anderi glych».

Wie der erste Dienstag eines Monats sei, so sei das Wetter vorwiegend den ganzen Monat hindurch, sagt eine alte Bauernregel.

Aber nicht nur an besondere Tage heftete sich der Aberglaube, sondern auch bei verschiedenen Anlässen, die im Leben der Familie etwas Besonderes bedeuteten, so zum Beispiel bei der Hausmetzgete trat er in Erscheinung. Da zeigte sich eine Einstellung der Leute, die stark an die Opferbeschauung der alten Griechen erinnerte. Wies die Milz des Schlachttieres dunkle Flecken oder Vertiefungen, sogenannte Gruben, auf, so befürchtete man, daß in der Zeit bis zur nächsten Schlachtung ein Glied der Familie abscheiden, diese also in Trauer geraten müsse. Jedesmal wurde deshalb die Öffnung des Schlachttieres wie ein Orakelspruch erwartet, und erleichtert atmete alles auf, wenn die Milz «sauber» befunden wurde.

Auch bei der Haus-«Bacheti» oder «-Bachi» konnte künftiges Schicksal vorherverkündet werden. So sah es die Hausmutter nicht gerne, wenn in einem ihrer Brote ein großer Hohlraum zum Vorschein kam; denn dieser wurde als Grab für sie oder ein Angehöriges gedeutet.

Beim Schreiner, der die meisten Totenbäume (Särge) zu machen hatte, meldete sich ein bald eintretender Todesfall in den Sägen. Diese liefen an (zeigten dunkle Wolken), «klöpften» eigentümlich oder zeigten sich beim Gebrauche widerspenstig.

Der Mesner (Totengräber) sah am Altjahrsabend (im Silvestergottesdienst) diejenigen, die im neuen Jahr sterben sollten, verkehrt in den Bänken sitzen, sogar dann, wenn sie nicht einmal in der Kirche waren. Deshalb hatten es die Leute nicht gerne, wenn sie der Mesner am genannten Abend oder am Neujahrtag auffällig anschaute oder grüßte, und es hieß dann: «Där het gwüß ättas gsehn nächti» (gestern abend).

Soviel über Wesen und Entstehung des Aberglaubens und über ein spezielles Gebiet desselben, den Glauben an die zauberhafte Kraft gewisser Zeiten und über die Tagwählerei. Ein anderes Mal unterhalten wir uns, lieber Leser, vielleicht über besondere Aberglaubenssätze, die sich auf Geburt, Taufe, Verlobung, Hochzeit, Trauung und Tod beziehen und über Bräuche, die daraus hervorgegangen sind. Vielleicht ist der eine oder andere der freundlichen Leser des «Bündn. Haushaltungs- und Familienbuches» so freundlich, dem Verfasser solche zu nennen, damit das Bild möglichst vollständig werde und er eventuell neue Mitteilungen an die Sammelstelle für Schweizer Volkskunst und Volksglauben weiterleiten könne.

ABEND-WEHMUT

Gaudenz von Salis-Seewis
(1783)

Über den Kiefern blinkte Hespers Lampe:
Sanft verglommen der Abendröte Gluten.
Und die Zitterespen am stillen Weiher
Säuselten leise.

Geistige Bilder stiegen aus dem Zwielicht
Der Erinnerung; mich umschwebten trübe
Die Gestalten meiner entfernten Lieben
Und der gestorbenen.

Heilige Schatten! Ach, kein Erdenabend
Kann uns alle vereinen! seufzt ich einsam.
Hesper war gesunken, des Weihers Espen
Säuselten Wehmut.

*

Pedolin-Wolle

die zweckmäßigste Wolle für
Pullovers, Sweaters usw. usw.
In allen einschlägigen
Geschäften erhältlich

Stärker als je

verlangt die heutige nervenzerrüttende Zeit eine tägliche Erholungsstunde.

Besser als jede Medizin ist der Genuß eines schönen Buches.

Ohne große Geldausgaben und Reisen können Sie sich bekanntmachen mit den Wundern des Weltalls, dem Tun und Treiben, Sehnen und Hoffen der Menschen aller Völker und Zeiten.

Große Auswahl in Büchern aller Art. Auswahlsendungen. Katalog gratis.

Carl Gmür, Chur

Buch-, Kunst- u. Musikalienhandlung
St. Martinsplatz